



Charlotte Barth

Kinder Spiel

Wie mein Körper
missbraucht und
meine Seele
gebrochen wurde

Charlotte Barth

Kinder Spiel

*Wie mein Körper missbraucht
und meine Seele gebrochen wurde*

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

2014

Wer bin ich? Ich bin Mädchen für alles. Ein Gebrauchsgegenstand ohne Wert und Widerstand. Ein Mängel exemplar ohne Existenzberechtigung. Ich bin die Scham und ich bin die Schande. Ich bin am Leben, damit Mann mich gebrauchen kann. ~~Wer hat noch nicht, wer will noch mal.~~

Ich bin Perfektionistin, um all meine Fehler auszugleichen. Stelle zu hohe Ansprüche an mich, an denen ich zwangsläufig scheitern muss. Strenge hält mich aufrecht. Schwache Momente darf ich mir nicht leisten. Ich bin zynisch und verbittert. Verstecke mich hinter Sarkasmus und Selbstironie. Härte und Kompromisslosigkeit sind besser, als mich verletzlich zu fühlen.

Ich bin kontrollsüchtig. Habe ein unstillbares Bedürfnis, sämtliche Bereiche meines Lebens zu beherrschen. Erstelle Listen und Notfallstrategien und irrsinnige Regeln, doch schon der kleinste Zwischenfall, eine Abweichung meines Planes lassen mich hilflos und ängstlich zurück.

Ich bin zahlenfasziniert. Sie beruhigen mich; sind berechenbar, in einer so unberechenbaren Welt. Eins plus eins wird immer zwei ergeben. Ein Tag hat immer 24 Stunden, und eine Stunde immer 60 Minuten. Selbst wenn ich vergraben liege, unter meinem Gewissen, unter einem Mann; wenn Minuten zu einer Ewigkeit werden und die Ewigkeit unendlich ist, selbst dann ist eine Stunde nicht endlos. Selbst dieser Tag wird vorübergehen.

Ich bin mein Körper und ich bin mein Körper nicht. Er erfüllt mich mit Abscheu und Ekel und ist ein mieser Verräter, weil er niemals gemeinsam mit mir und meinem Geist geflohen ist. Ich hungere nur, um ihm zu schaden. Gönn ihm die Nahrung nicht. Ich habe mir wissentlich, willentlich, ein neues Problem geschaffen. Ich bin mit einem Lächeln auf den Lippen in die Anorexie gelaufen, um mich in ihr zu verlieren. Um mich von dem abzulenken, was so viel mehr wehtut als ein leerer Magen.

Ich bin mein größter Feind. Ich verletze mich selber, weil ich keine andere Möglichkeit habe, meine Wut und meinen Ärger auszudrücken; weil endlich nur ich es sein möchte, die Kontrolle über mein Schmerzerleben hat.

Ich bin skeptisch und misstrauisch, vertraue niemandem. Erwarte, von meinen Mitmenschen verlassen zu werden. Daher fordere ich sie immer wieder auf, genau das zu tun. Ich stelle sie auf die Probe, prüfe ständig die Belastbarkeit unserer Beziehungen.

Ich bin besessen von den Gedanken an Abstand, Distanz, Isolation. Sie bestimmen mein Leben. Nähe kann ich nur schwer ertragen, Freundschaften kaum aushalten. Mag mich jemand, reagiere ich panisch. Ich habe Angst vor den Menschen.

Ich bin sozial sehr kompetent. Rede mit Menschen, betreibe Small Talk, lache über Scherze. Gehe aufmerksam auf mein Gegenüber ein und bin eine aufmerksame ZuhörerIn. Erzähle viel, aber wenig von mir. *Komm mir nicht zu nah*, schreit jeder Millimeter meines Körpers. Die Menschheit ist so taub.

Ich bin traurig, und lache sehr viel. Mein Gesichtsausdruck passt selten zu dem, was ich fühle. Ich verberge meine wahren Gefühle unter Schichten von Masken. Ich bin SchauspielerIn.

Ich weiß nicht, wer ich wirklich bin.

1990

»Du möchtest bestimmt, dass ich dir etwas Schönes zeige. Habe ich nicht recht, Charlotte?« Erstaunt blicke ich von meinem Bilderbuch auf. Thomas, ein Freund meiner Eltern, ist vor mir in die Hocke gegangen und lächelt mich freundlich an. Ich möchte zu einer Antwort ansetzen, doch er legt mir einen Finger auf die Lippen. »Schhh«, macht er und zwinkert mir verschwörerisch zu. »Du musst ganz leise sein, sonst hört uns deine Schwester noch und möchte mitkommen.«

Misstrauisch schiele ich rüber in die Küche, wo Holly auf dem Schoß meiner Mutter sitzt. Vertieft in einer Unterhaltung mit Lieke, Thomas' Ehefrau. Vor Kurzem haben die beiden geheiratet; meine ältere Schwester und ich durften ihre Blumenkinder sein. Thomas und Lieke haben keine eigenen Kinder, sind aber völlig vernarrt in Holly und mich. Darum sind wir auch ständig hier zu Besuch.

»Was sagst du? Sollen wir zwei Hübschen runter in den Spielkeller gehen?« Neugierig und in großer Vorfreude nicke ich stumm, weil ich doch schweigen soll. Die Aussicht auf einen ganzen Raum mit Kinderspielzeug, das ich mit niemandem teilen muss, stimmt mich fröhlich. Vertrauensvoll lege ich meine kleine Hand in seine große. Im Keller ist es sehr dunkel. Dürfte ich sprechen, würde ich ihn bitten, das Licht einzuschalten. Im Keller ist es so dunkel, dass ich mich erschrecke, als ich seinen Atem ganz dicht an meiner Haut spüre. Instinktiv möchte ich zurückweichen, aber seine Hand hält mich zurück. Sein Griff ist sehr fest. »Das bleibt unser Geheimnis, okay? Versprich es mir, Charlotte.« Ich verspreche es. Und allmählich gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Ich nehme Schemen von kleinen Puppen, Bällen, Büchern und Bauklötzen und einem Bett wahr. Seine Umklammerung löst sich. Erleichtert atme ich aus. Seine Hand wandert unter mein Shirt. In meine Hose. »Ist es nicht schön?« Es ist nicht schön.

Im Keller ist es zu dunkel. Nur darum sieht er mein Kopfschütteln nicht.

Es ist nicht schön.

Vielleicht. Irgendwann. Werde ich verstehen, dass in diesem dunklen, bunten Keller.

Ich das einzige Spielzeug gewesen bin.

Aber vielleicht? Vielleicht wird es auch immer unser Geheimnis bleiben.



1999 - 2000

Ich hätte wissen können, dass diese – meine – Geschichte kein gutes Ende nehmen wird. Alles, woran mein Vater maßgeblich beteiligt ist, ist zum Scheitern verurteilt. Ich, zum Beispiel. Aber wer rechnet schon damit, dass ausgerechnet ein Computer mich in das Unglück stürzen würde. Als mein Vater vor wenigen Tagen erwähnte, sein Arbeitgeber würde die alten Modelle aussortieren und kostengünstig an Mitarbeiter verkaufen, und ob ich Interesse daran hätte, war ich zum allerersten Mal in meinen elf Lebensjahren dankbar, seine Tochter zu sein. Ich plünderte mein Sparbuch, übergab ihm feierlich das Geld und heute traf das lang ersehnte Gerät endlich ein.

Inzwischen ist es aufgebaut und hochgefahren, das lange Kabel für den Internetanschluss quer durch die Wohnung verlegt. Aus den Tiefen meiner Schultasche befördere ich einen Zettel, den mir eine Klassenkameradin zugesteckt hat. Der Name einer Website ist darauf notiert. »Wenn du Freunde finden willst, dann ist dieser Chatroom dafür die beste Adresse«, hatte sie mir erklärt. Weil ich schon immer mal wissen wollte, wie das ist, Freunde zu haben, öffne ich den Browser, tippe *www.edencity.de*, und drücke Enter. Ich darf mir einen Namen geben, und weil ich ein ach so fröhlicher Mensch bin, und fließend Ironie spreche, entscheide ich mich spontan für Happy11.

Erst geschieht nichts, aber nach und nach trudeln die ersten Nachrichten ein. Ein GoldenBoy14 schreibt *Hi* und entlockt mir damit bereits ein Lächeln. Wir kommen ins Gespräch, und so erfahre ich, dass er seinem Namen zum Trotz bereits 15 ist, wie ich in NRW lebt und auf der Suche nach einer Freundin ist. Wir tauschen E-Mail-Adressen aus, und ich verspreche ihm, dass wir Kontakt halten werden. Meine Versprechen halte ich. Immer.

Wie leicht es doch sein kann, Menschen kennenzulernen, wenn ich mich dabei hinter einem Computerbildschirm verstecken darf.

Anscheinend muss ich meinem Vater dankbar sein, dass ich mein Leben doch nicht mehr in Einsamkeit verbringen muss, und der Schein trügt oft.

Während der folgenden Tage schicken mein Goldjunge und ich uns viele Nachrichten, und seit meine Mutter davon erfahren hat, verfasst sie selber viele Mails an ihn. Unter meinem Namen. Außerdem besteht sie darauf, sämtliche seiner Antworten zu lesen, und tarnt ihre Neugierde als Lüge: »Ich bin nur um deine Sicherheit besorgt! Man weiß ja nie, wer da am anderen Ende der Leitung sitzt, und ich möchte nicht, dass er dir irgendwelchen Schweinkram schreibt.« Nein, das ist kein löbliches Verhalten einer fürsorglichen Mutter. Sie versucht auf diese Art, Kontrolle auch über diesen Bereich meines Lebens zu haben.

Es dauert jedoch keine zwei Wochen, bis meine Chat Euphorie verfliegen ist. Erschöpft reibe ich mir über die Augen, massiere mir den Nacken. Versuche so, den nagenden Kopfschmerz zu vertreiben, während ich gleichzeitig angestrengt auf das geöffnete Chatfenster starre.

GoldenBoy: *Was hältst du davon, mich hier besuchen zu kommen?*

Happy11: *Ich weiß nicht, ob das eine so gute Idee ist ..*

GoldenBoy: *Willst du mich nicht sehen??*

Happy11: *Das ist es nicht ...*

GoldenBoy: *???? Magst du mich denn nicht??*

Ich weiß nicht, ob meine Mutter das erlauben würde, habe ich soeben getippt, um seiner Frage auszuweichen.

»Was tust du da?«

Erschrocken zucke ich zusammen, weil meine Schwester unerwartet direkt hinter mir steht. »Kannst du nicht anklopfen?«, frage ich verärgert, woraufhin sie fragend eine Augenbraue hochzieht. »Wieso? Es ist doch nur dein Zimmer. Also, was machst du da?«

Sie legt den Kopf auf meine Schulter und liest sich die letzten Zeilen durch. »Wie niedlich! Du schreibst mit deinem Freund. Weiß Gott, warum du dir keinen hier in der Nähe gesucht hast, aber er ist

wenigstens besser als gar keiner. Warum willst du ihn nicht treffen? Sei doch froh, dass überhaupt jemand Interesse an dir hat.« Holly sagt das völlig sachlich, ohne einen gemeinen Unterton. Das macht ihre Worte ~~noch schlimmer~~ erträglicher.

Sie scheucht meine Finger von der Tastatur und löscht meine unabgeschickte Nachricht. An mich gewandt sagt sie: »Wir können doch ganz leicht klären, ob Mama das erlauben würde«, und lauter: »Mama! Komm mal ganz schnell!«

Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Holly und meine Mutter unterhalten sich darüber, dass ich Angst vor meinem ersten Date hätte, und dass es an der Zeit sei, dass die Erwachsenen sich um die Angelegenheit des Kindes kümmern. Ein Blick in den Routenplaner bringt die Gewissheit, dass mein Freund bloß 180 Kilometer entfernt wohnt. »Hast du am kommenden Wochenende schon etwas vor?«, fragt meine Mutter, gibt mir jedoch nicht die Gelegenheit zu antworten. Sie hat erneut die Regie übernommen, in ihrer One-Woman-Show, die sich als mein Leben ausgibt. Anschließend dreht sie sich mit einem selbstzufriedenen Grinsen zu mir um: »Und wo war jetzt das Problem?« – »Es hat nie ein Problem gegeben«, verteidige ich mich gereizt, und umgehend schwindet das Lächeln aus ihrem Gesicht. »Ich habe das doch nur für dich gemacht«, murrte sie. »Warum maulst du mich jetzt schon wieder an?«

Meine Wangen erhitzen sich. *Oh Mama, es tut mir so leid, ich wollte dich nicht angreifen*, möchte ich ihr kleinlaut versichern. Möchte einen Schritt auf sie zugehen und sie fest in meine Arme schließen. Darum schlinge ich die Arme um meinen eigenen Oberkörper, unterdrücke diesen dummen, dummen Impuls.

Meine Mutter und ich. Gerne würde ich mich in ihre Arme stürzen. Mich geborgen fühlen und mich fallen lassen. Sie lächelt mich an und sie verspricht mir Sicherheit. Lockt mich mit der Aussicht auf Nähe. Doch bisher? Ist sie noch immer im entscheidenden Moment, in allerletzter Sekunde, einen Schritt zur Seite gegangen. Und ich bin gestürzt. Wurde noch nie aufgefangen, und allmählich ge-

lingt es dieser Botschaft, auch in mein dämliches, hoffnungsfrohes Hirn durchzusickern.

Wenn mein Vater mich schlägt, dann ist seine Nachricht klar und deutlich. Sie verletzt mich und sie tut mir weh, aber räumt sämtliche Missverständnisse aus dem Weg: Ich glaube nicht, dass er mich hasst. Aber ich weiß, dass er mich nicht liebt.

Meine Mutter gönnt mir diese Gewissheiten nicht. Die Bindung zu ihr ist eine einzige grausame Ambivalenz. Jedes freundliche, nette Wort von ihr spreche ich für mich im Stillen nach. Lasse es mir wie die allergrößte Köstlichkeit auf der Zunge zergehen. Saug es auf wie ein Schwamm und speichere es ganz genau ab. So wie die Maus Frederick Worte und Farben und Sonnenstrahlen für den Winterschlaf sammelt, so hüte auch ich diese Momente wie einen unermesslich kostbaren Schatz. Um ihn im Notfall auszupacken, mich an kalten, einsamen Tagen daran zu erwärmen und mir zu versprechen, dass meine Mutter mich trotz allem ganz bestimmt lieben muss. Wahrscheinlich. Vielleicht.

Zwar drückt sie beide Augen zu, wenn mein Vater mir Gewalt antut – aber hat sie mir nicht gestern erst gesagt, wie schön ich mein Zimmer aufgeräumt habe? Und hat sie nicht heute erst meine sozialen Kontakte für mich gepflegt, indem sie mir einen Freund bewahrt hat?

Das beweist doch alles! Sie liebt mich. Wahrscheinlich. Vielleicht. Auch nicht.

2

»Was für eine hübsche Wohngegend! Ich muss schon sagen, dass ich schwer beeindruckt bin. Wer hätte gedacht, dass du mal einen so guten Fang machst?« Die Stimme meiner Mutter ist widerwillig anerkennend, doch ich zucke bloß mit den Schultern, während ich aus meinem Autofenster blicke. Ordentliche, gepflegte Vorgärten rauschen an uns vorüber.

Wenn ich an meine Mutter denke, kommt mir der Spruch *Das Gegenteil von Gut ist nicht Böse, sondern gut gemeint* in den Sinn. Bestimmt. Ganz bestimmt bin ich undankbar. Sollte es wertschätzen, dass sie diese lange Autofahrt nur für mich in Kauf genommen hat. Allerdings habe ich gerade knapp zwei Stunden auf engstem Raum mit dieser Frau verbracht. Meine Nerven sind aufs Äußerste überstrapaziert, und ich bin mir sicher, würde ich den Mund aufmachen und mich auf ein Gespräch einlassen, würde es unweigerlich in Streit enden. Unsere Mutter-Tochter-Beziehung als schwierig oder kompliziert zu bezeichnen, wäre noch geschmeichelt. Ließe es doch den Trugschluss zu, eine derartige Bindung würde überhaupt existieren. Tut sie nicht. Wir sind füreinander zwei Fremde, die sich lediglich den gleichen Nachnamen teilen.

»Garantiert haben seine Eltern sehr viel Geld, sonst könnten sie sich ein Haus hier gar nicht leisten. Weißt du, was die beiden beruflich machen? Arzt wäre super. Es ist nie verkehrt, einen Arzt in der Familie zu haben. Friseur, Klempner und Malermeister wären auch nicht schlecht. Ich überlege eh, ob wir nicht mal wieder unser Wohnzimmer streichen sollten. Aber gut, die verdienen leider nicht viel. Oder ein Masseur hätte auch etwas!«, sinniert sie.

»Wie schön, dass du gleich unsere gemeinsame Hochzeit planst«, bemerke ich trocken. »Ich dachte, ich würde lediglich eine Internetbekanntschaft, nicht aber meinen zukünftigen Ehemann treffen. Wie außerordentlich dumm von mir! Aber du hast natürlich vollkommen recht: Mit meinen mittlerweile elf Jahren fühle ich so langsam auch die Torschlusspanik, niemals mehr einen Kerl abzubekommen.«

Meine Mutter übergeht meinen Einwand mit einer ungeduldigen Handbewegung. »Ha, ha. Ich lache mich tot.«

Von wegen – immer diese leeren Versprechungen!

Ich bin froh, als wir endlich am Zielort – einem großen, hübschen Haus – ankommen. Nicht, dass ich es eilig hätte, meinen zukünftigen Gatten kennenzulernen. Aber egal, was für eine Sorte

Mensch ich gleich antreffen werde. Er kann nicht schlimmer sein als meine momentane Reisebegleitung. Diese fragt mich, ob ich aufgeregt sei. Ich horche in mich, doch nirgends entdecke ich Vorfreude oder Neugierde. Stattdessen schlummert in mir nur die Angst, und ich versuche mir einzureden, dass ich nicht panisch sein muss. Fast hätte es geklappt. Weil mich bewusste Atemzüge beruhigen können, atme ich tief durch und springe danach betont lässig aus dem Auto. Vor der geöffneten Haustür erwartet uns eine junge Frau, die meine Schwiegermutter in spe sein dürfte. Sie ist sehr klein und zierlich. Hat ein warmes, offenes Lächeln und wirkt ganz zauberhaft. Wie eine Elfe. Oder Porzellanpuppe. Mit ihren langen, hellblonden Haaren sieht sie irgendwie ganz genau so aus wie ... ich. Bloß eine zartere, viel hübschere Version meiner selbst.

Irritiert durch diesen lustigen Zufall, brauche ich einige Sekunden, bis ich mein Augenmerk auf die Gestalt hinter ihr richten kann. Es ist ein Junge, mit gelockten, tiefschwarzen Haaren. Einem fast südländisch wirkenden Teint und dunklen Augen. Ganz unverkennbar mein Goldjunge. Er ist groß und kräftig gebaut, überragt seine Mutter um mindestens zwei Köpfe. Welch ungleiches Gespann.

*

»Na, wie war es? Hattet ihr eine schöne Zeit?«

Wieder blicke ich aus meinem Autofenster. Draußen ist es inzwischen so dunkel, dass sich mein eigenes Gesicht darin spiegelt. Ich schneide mir eine Grimasse. Wie es war? Zumindest war es keine Liebe auf den berühmten ersten Blick. Weil ich nicht reagiere, spricht meine Mutter unbeirrt weiter: »Seine Mutter ist wirklich sehr nett. Schade, dass sein Vater nicht da war. Aber hast du im Wohnzimmer das Foto von ihm gesehen?« Oh ja. Wie sein Sohn hat er ganz schwarze, wilde Locken, die seine hellblauen Augen besonders schön zur Geltung bringen. Er hat eine schlanke, doch

muskulöse Figur, und mehr als einmal erwischte ich mich dabei, wie mein Blick immer wieder zu dem Bild wanderte. Es würde auch perfekt auf die Hochglanzseiten eines Hollywood-Magazins passen.

»Gib dem Jungen noch zehn, 15 Jahre und er wird bestimmt so aussehen wie sein Vater!« Ich höre, was meine Mutter nicht gesagt hat: *Und bis es so weit ist, ist er leider nicht gerade der Schönste.*

Das ist in Ordnung. Ich bin selber hässlich. Für mein Alter bin ich viel zu groß und viel zu dünn. Klassischer Fall vom Typ Bohnenstange. Nur weniger grün. Tatsächlich bin ich sogar ziemlich farblos. Meine fast weißen Haare und die sehr blasse, bleiche Hautfarbe verleihen mir ein kränkliches, schwaches Aussehen.

Wenn ich mich bei meiner Mutter beschwere, dass ich wie ein Freak aussehe, schüttelt sie nur den Kopf: »Du spinnst. Du bist schon hübsch. Anders hübsch eben.« Ich glaube ihr nicht. Sie ist meine Mutter. Sie muss solche Dinge einfach sagen.

Andererseits ist sie *meine* Mutter: Nie um ein böses oder verletzendes Wort verlegen, würde sie mir auch schonungslos ins Gesicht sagen, ich sei tatsächlich hässlich wie die Nacht.

Ich habe schon Schlimmeres von ihr gehört.

»Ich würde nächsten Samstag gerne wiederkommen. Würdest du mich erneut herfahren?«, frage ich endlich, obwohl es nicht das war, was ich im Sinn hatte. Noch immer gucke ich in die Nacht hinaus, drehe meiner Mutter somit den Rücken zu. Baue eine sichtbare Barriere zwischen uns auf, die ihr doch ohnehin niemals auffallen wird.

»Aber natürlich! Hat es dir denn so gut dort gefallen?«

Ehrlich gesagt weiß ich das nicht. Aber ist nicht jeder Ort dieser Welt besser als mein Zuhause?

3

Eine Woche später. Unser zweites Treffen. Am Morgen hatte mich meine Mutter in ihr Auto gesetzt. Schweigend fahren wir nach We-

sel, in eine schöne Wohngegend, zu einem hübschen Haus. Auf der Einfahrt hielt sie kurz an, schaltete nicht einmal den Motor aus, und ließ mich aussteigen. Wenigstens einen Abschiedsgruß gab sie mir noch mit auf den Weg: »Wünsche dir zwei schöne Tage. Hole dich am Sonntagabend wieder ab.«

Legte dann schleunigst den Rückwärtsgang ein und fuhr wieder los.

Wenn du mich so dringend loswerden willst, traute ich mich nicht, ihr hinterherzurufen, warum erträgst du mich nicht einfach in der Weser oder setzt mich an einer Autobahnraststelle aus? Das würde nicht nur Geld und Benzin sparen, sondern gleichzeitig die Umwelt schonen.

Na ja. So ist sie eben. Meine Mutter.

Seine hingegen scheint sich aufrichtig zu freuen, mich wiederzusehen: »Lass mich dir kurz noch das Haus richtig zeigen, bevor du hoch in sein Zimmer gehst. Wenn du nun öfter herkommen wirst, sollst du dich doch auch hier wie zu Hause fühlen und dich gut auskennen.« Sie zog mich mit in die Küche, und in den angrenzenden Garten. Führte mich durch das Wohnzimmer, und erklärte, wo im Bad die Handtücher zu finden seien. Dabei sprach sie ununterbrochen und erzählte mir zu jedem Zimmer irgendeine lustige Anekdote.

Ich bin völlig und absolut fasziniert von ihr.

Zuletzt liefen wir die Treppe hoch in das Dachgeschoss. »Hier sind nur noch zwei Zimmer, die meiner Söhne. Da fällt mir ein, was ich dir noch unbedingt sagen wollte: Ich möchte nicht, dass ihr beide in einem Zimmer schlafen werdet.«

Mein Gesicht wurde feuerrot, doch ich nickte sofort zustimmend.

»Tagsüber könnt ihr euch natürlich gemeinsam in seinem Zimmer aufhalten, und ich werde auch nicht ständig anklopfen und fragen, ob ihr Milch und Kekse haben möchtet. Aber wenn es ins Bett geht, wird er bei seinem jüngeren Bruder Tom im Zimmer

schlafen. Ich glaube, das ist auch dir recht so, oder?« Während sie sprach, hatte ich ein hoffentlich vorübergehendes starkes Interesse für das Teppichmuster entwickelt und starrte daher wie gebannt zu Boden. »Ja, klar. Ist mir auch lieber so«, murmelte ich. Sie drückte mich noch einmal an sich und klopfte dann an der Zimmertür zu ihrer Linken. »Besuch ist da«, trällerte sie fröhlich.

Ich öffnete die Tür und trat ein.

Das war vor 15 Minuten. Seitdem hat sich nicht mehr viel verändert: Er sitzt im Schneidersitz auf dem Bett, ich auf dem Schreibtischstuhl ihm gegenüber. Lasse lustlos meine Beine baumeln. Werfe ihm verstohlen immer wieder kurze Blicke zu. Ob er sich wohl mit mir langweilt? Ob er bereits bereit, diesem Treffen zugestimmt zu haben? Ob er sich seines Fehlers schon bewusst geworden ist und möchte, dass ich wieder gehe? Ob er vielleicht nur zu höflich ist, mir das zu beichten?

»Willst du vielleicht ...«, setze ich an.

»Hättest du Lust ...«, beginnt er.

Wir beide fangen an zu lachen. Dann grinst er mich an. »Du zuerst.«

»Ich wollte dich gerade fragen, ob du es lieber hättest ... wenn ich gehe?«, druckse ich herum und male mit dem Fuß Kreise in den Teppich. Sofort protestiert er: »Was? Nein! Natürlich nicht. Ich wollte dich gerade fragen, ob du Lust hättest, dass wir 'ne Runde mit der PlayStation spielen?«

Vor lauter Glückseligkeit verschlucke ich mich fast an der Luft. Dieser ältere Junge möchte tatsächlich mit mir – mit mir! – Zeit verbringen. Selbst wenn auch er meiner irgendwann überdrüssig wird – für den Moment hat er mich anscheinend gerne in seiner Nähe. Selig lächelnd stimme ich zu.

Einige Stunden später haben wir gemeinsam so viele Schlachten geschlagen und gewonnen, dass uns das bestimmt schon zusammengeschweißt hat. Es ist später Nachmittag, und meine Augen fangen an zu schmerzen. Ich schalte meinen Controller aus und

reibe mir müde über das Gesicht. Als ich die Hände sinken lasse, bemerke ich, wie er mich eingehend mustert. »Was ist?«, frage ich alarmiert. »Habe ich irgendetwas im Gesicht?« Oh Gott, wie peinlich.

Er senkt die Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern: »Ehrlich gesagt habe ich an etwas ganz anderes gedacht. Wir haben doch gerade etwas getan, was dir Spaß gemacht hat, oder?« Langsam nicke ich. Bin mir nicht sicher, worauf er hinaus möchte.

»Und nun wäre es doch nur fair, wenn wir jetzt etwas tun, was *mir* Spaß macht.«

»Ja, da hast du bestimmt recht«, antworte ich zaghaft. Er zögert einen Moment, wendet den Blick ab. »Dann würde ich mir von dir wünschen, dass du mich nun küsst.« Verwirrt runzle ich die Stirn und presse die Lippen fest aufeinander. Warum in aller Welt soll ich ihn küssen? Ich bin doch erst elf. Im Kindergarten habe ich irgendwann einen Jungen geküsst. Wir haben uns Blumenringe angesteckt und anschließend geheiratet. Aber warum soll ich ausgerechnet ihn jetzt küssen? Als könne er meine Gedanken errahnen, erklärt er mit einer Engelsgeduld: »Ich dachte, ich sei dein Freund. Dein *fester* Freund. Wir sind jetzt zusammen. Da ist es völlig normal und richtig, dass man sich küsst.«

Erst muss ich schlucken, dann hole ich tief Luft. Alles klar. Ein Kuss. Mehr nicht. Das kann ich. Über die Tatsache, dass ich angeblich in einer Beziehung mit ihm bin, mache ich mir als Nächstes Gedanken.

Wo blieb mein Zettelchen, auf dem ich auf die Frage »Willst du mit mir gehen?« *Ja Nein Vielleicht* ankreuzen durfte?

Kurz und schmerzlos drücke ich ihm einen Kuss auf die Wange, doch sofort schnellt seine Hand vor und hält mich am Kinn fest. Zwingt mich so, ihm wieder ins Gesicht zu blicken. *Du tust mir weh*, möchte ich ihm sagen, doch im nächsten Moment pressen sich seine Lippen auf meine und mein Kopf ist wie leer gefegt.

Das also ist ein Kuss.

Vielleicht sollte ich den Moment genießen und vielleicht sollte ich verückt die Augen schließen.

Vielleicht sollte sich dieser Augenblick auch richtig anfühlen, und vielleicht sollte ich nun irgendetwas tun, was souveräne Freundinnen in diesen Momenten eben so tun sollten. Doch mir ist schwindelig, und ich weiß nicht, ob das von den Glücksgefühlen, die meinen Körper sicherlich gerade durchfluten, herrührt.

Der Kuss endet. Mein Freund sieht zufrieden aus. Wie ein Kater, der gerade ein Töpfchen Sahne leer geschleckt hat. Ich bin mir sicher, dass mein Gesichtsausdruck hingegen irgendwo zwischen Überraschung und Entsetzen schwankt.

»Und? Ist es nicht schön?« *Ist es nicht schön? Es ist nicht schön.*

Ich blinzele wie eine Idiotin, um bruchstückhafte, fragmentierte Erinnerungen aus meinem Bewusstsein fernzuhalten. Kaleidoskopartige Bilder ohne Sinn und Zusammenhang. Dann jedoch springt mein Freund beherzt auf die Beine und zieht auch mich hoch: »Komm, lass uns runter in die Küche gehen. Ich hab Hunger.«

Der Abend bricht herein. Nachdem wir mit seiner Familie gegessen und anschließend ein paar Runden Karten gespielt haben, sind wir wieder auf seinem Zimmer. Mein Freund hat seinen Fernseher angeschaltet und es sich auf dem sehr kleinen Sessel davor gemütlich gemacht. Unschlüssig stehe ich im Raum. »Setz dich doch zu mir«, fordert er mich auf, und ich bin drauf und dran, mir seinen Schreibtischstuhl zu holen. Mit einer Handbewegung hält er mich zurück. »Nein. Setz dich zu mir. Auf meinen Schoß. Wir sind ein Paar, schon vergessen?«

Ich versuche mich an einem hoffentlich überzeugenden Lächeln und nehme auf seinen Oberschenkeln Platz. »Bin ich dir auch nicht zu schwer?«, frage ich ihn sehr förmlich. Ich weiß, dass ich sehr leicht bin, aber wenigstens kostet Fragen nichts. Wie erwartet schüttelt mein Freund seinen Kopf, und legt die Arme besitzergreifend um mich. So bleiben wir eine Zeit lang sitzen und schauen uns

irgendeine Komödie an, während ich versuche, so wenig wie möglich zu atmen.

Der Sonntag verläuft ereignislos. Erst schlafen wir lange aus, dann gehen wir hinunter in die Küche, wo seine Mutter bereits dabei ist, ein reichhaltiges Frühstück zuzubereiten. Ich helfe ihr, den Tisch einzudecken, presse Orangensaft aus und schneide frisches Gemüse auf. Die ganze Zeit über spricht sie mit mir. Erzählt fröhlich von völlig belanglosen Dingen. Das Radio spielt. Mein Freund zankt sich mit seinem kleinen Bruder. Seine Eltern werfen sich teils genervte, teils sehr verliebte Blicke zu. Es werden Pläne für die kommende Woche besprochen.

Daran könnte ich mich gewöhnen. Familienleben. Es ist wunderschön.

~~Nur~~ Allein dafür lohnt es sich, einen Freund zu haben.

4

In unserer Kindheit werden die wichtigsten Bausteine für unser späteres Leben gelegt. Keiner prägt uns so sehr wie unsere Eltern, und manch eine ihrer Ermahnungen und Lebensweisheiten wird uns ewig in Erinnerung bleiben: *Mit den Fingern isst man nicht! Sag niemals nie! Steige niemals zu einem Fremden ins Auto!*

Der Satz, den ich hingegen am häufigsten hörte, war: *Charlotte, wir verlangen nicht viel von dir – aber kannst du nicht ein einziges Mal ein liebes, braves Mädchen sein? So wie Holly?*

*

Drittes Wochenende.

Als mein Freund mir verrät, sein größter Wunsch sei es, ein braves Mädchen zur Freundin zu haben, gestatte ich mir nur ein kurzes, innerliches Aufseufzen, ehe ich mich folgsam neben ihn

auf das Bett setze, den Kopf schief lege und ihn abwartend anblicke.

»Das machst du sehr gut«, lobt er mich mit heiserer Stimme und befiehlt mir als Nächstes: »Jetzt leg dich hin, denn ich möchte mit dir kuscheln.«

Ich schlucke meine Angst hinunter, obwohl sie bitter schmeckt. Meine Stimme zittert und klingt mindestens eine Oktave höher: »Ich soll bitte was machen?«

»Dich hinlegen. Brave Freundinnen machen so etwas. Du bist doch brav, oder?«

Nein nein nein und meine Eltern haben recht. Nie mache ich das, was von mir verlangt wird. Wenn sie mich jetzt sehen würden! Beschämt den Kopf schütteln würden sie.

Zwar schwindet mein Glaube an die Richtigkeit seines Wunsches mit jeder weiteren Sekunde, dennoch lege ich mich artig auf das Bett und schließe die Augen.

Wieder lobt er mich, sein Mund viel zu nah an meinem Ohr. Er verursacht mir eine Gänsehaut – jedoch eine der unangenehmen Art. Erfolglos versuche ich, mich wieder zu entspannen. Ich fühle mich, als würde ich gerade unter Wasser atmen. Wenn er mir so nah ist wie in diesen Momenten, scheint mein Körper mehr zu wissen als ich. Als würde ihn eine dunkle Vorahnung befallen. Eine böse Erinnerung.

Seine Lippen hinterlassen eine feuchte, klebrige Spur: von meinem Mund zu meiner Wange, zu meinen Ohren, zu meinem Kinn. Sie lenken mich ab, und viel zu spät registriere ich, dass sich auch seine Hände auf Wanderschaft begeben haben. Unter mein Shirt, über meinen Bauch, bis sie auf meiner Brust liegen bleiben.

Mein Körper geht in Flammen auf.

Das klingt bei Weitem romantischer, als es in Wirklichkeit ist. Er entfacht keine leidenschaftliche Glut in mir. Kein wildes Lauffeuer, welches sich rasend schnell in mir ausbreitet, mein Blut erhitzt, meine Nervenbahnen vibrieren lässt. Mich wach und lebendig, verlangend nach mehr zurücklässt.

Stattdessen fühlt es sich an, als würden Flammen schmerzhaft an mir züngeln und zehren, meine Haut versengen und Knochen schmelzen. Als würde ich von innen heraus verbrennen.

Erschrocken schnappe ich nach Luft. Muss schreien oder sterben oder einfach irgendetwas tun, aber mit einem Mal sind seine Hände und Lippen weg. »Wow, krass. Wer hätte gedacht, dass du so darauf abgehst.« Seine Stimme klingt dabei sehr amüsiert. Ich schäme mich so sehr, dass ich ihm den Rest des Tages nicht mehr ins Gesicht sehen kann.

Erst als wir in dieser Nacht in getrennten Betten liegen, kommt mein verkrampfter Körper wieder zur Ruhe. Mir passiert doch nichts. Alles ist in Ordnung. Genau das habe ich auch vorhin seiner Mutter glaubhaft versichert. Jeden Abend vor dem Schlafengehen kommt sie hoch, um mir eine gute Nacht zu wünschen. Sie setzt sich auf die Bettkante, streicht über mein Gesicht. »Du würdest mir sagen, wenn dich irgendetwas bedrückt, oder?«

Gerne möchte ich sie fragen, ob sie vielleicht eine leise Ahnung hat. Ob sie von mir eine Bestätigung möchte, dass ihre Befürchtungen unbegründet sind. Was sie wohl fürchtet? »Mir geht es gut«, lüge ich. Der Beginn meiner Lebenslüge.

Erneut geht die Tür einen Spalt auf. Licht fällt in das Zimmer, aber ich erkenne trotzdem nicht, wer da in der Tür steht. Hat seine Mutter etwas vergessen? Aber dann rieche ich ihn bereits. Kleine, stechende Eiskristalle lassen mein Blut gefrieren. Eine dumme, instinktive Reaktion meines Körpers. Ich spüre, wie die Matratze sich senkt, die Bettdecke sich hebt. Seine Hände wieder auf meinem Körper sind. Ich wünsche mir, ich hätte mehr an als nur mein dünnes Nachthemd. »Meine Eltern sind vorhin schlafen gegangen. Es ist doch viel schöner, die Nacht zu zweit zu verbringen, oder? Morgen früh verschwinde ich auch schnell wieder.« Ich halte die Augen geschlossen, ignoriere seine kalten Hände, die spröden Lippen, stelle mich schlafend. Interessant, was er sich alles traut, wenn er denkt, ich sei nicht bei Bewusstsein.